

Verlag Bibliothek der Provinz

Autor: Stefan M. Gergely
Titel: SPRACH BILDER
Gedanken Gedichte Fotos

Titelseite: Foto vom Antelope Canyon, USA (siehe Seite 32)
Copyright Texte: Stefan M. Gergely
Copyright Fotos: Stefan M. Gergely

Lektorat: Erika Sieder
Gesamtherstellung: Verlag Bibliothek der Provinz
Verlagsadresse: Großwölgers 29, A-3970 Weitra
ISBN 978-3-99028-936-5

Der Erlös aus dem Verkauf des Buches geht an die
Arche Guntrams gemeinnützige GmbH
Adresse: Guntrams 11, A-2625 Schwarza am Steinfeld.

Stefan M. Gergely

SPRACH BILDER

Gedanken Gedichte Fotos

INHALT

GEDANKEN UND SPRACHBILDER	7
MEIN ALPHABET	17
IN WELCHE WELT GEHEN WIR?	39
Über das Surfen im Web und die „Sozialen“ Medien	39
Wozu Transporte und Transaktionen?	55
Jenseits von global und national	69
Zukunft zwischen Angst und Hoffnung	85
GEMEINSAM LEBEN	99
Leben in der Stadt und der Provinz	101
Wien	109
Waldviertel	121
Dorf Guntrams bei Schwarza am Steinfeld	133
Über den Umgang miteinander	143
Solidarität, Gerechtigkeit und Politik	159
Friede, Krieg und Macht	179
DER MENSCH UND SEINE EIGENSCHAFTEN	189
Humor, Lachen und Lächeln	189
Liebe, Hass und Triebe	205

Genuss, Genügsamkeit und Gier	215
Geben, Geld und Geiz	231
Streben, Scheitern oder Stillstand	245
Würde, Moral und Stolz	263
Angst, Neid und Lüge	273
Alter, Tod und Trauer	281
ÜBER DIE VIELFALT DER WAHRNEHMUNG	297
Träumen, Verstehen, Verdrängen	307
Wissen, Sinn und Zweifel	319
Freiheit, Glück und Zufall	327
Glaube, Unglaube und Aberglaube	333
Westliche und fernöstliche Wahrnehmung	353
Fernöstlich inspiriert	359
DANK	367
ÜBER DEN AUTOR	368
LITERATUR- UND QUELLENREGISTER	369
PERSONEN-, ORTS- UND SACHREGISTER	372

GEDANKEN UND SPRACHBILDER

„Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“, lautet ein bekanntes Zitat. Doch kann das beste Bild ein gutes Buch nicht ersetzen, denn Sätze vermitteln andere Botschaften als Bilder. Die Sprachbilder in diesem Buch versuchen beide Ebenen der Wahrnehmung zusammenzuführen und aus der Symbiose von Wort und Bild etwas Neues entstehen zu lassen. Aber wie funktioniert diese Wahrnehmung?

„Ich liebe dich“. Drei Worte können Wesentliches mitteilen. Jeder weiß unmittelbar, was gemeint ist, ohne dass man lange darüber nachzudenken braucht. Wer Gedankengänge „auf den Punkt“ bringen will, und das ist ein großes Anliegen dieses Buches, der muss auf die intuitive Erfassbarkeit von Wortfolgen setzen. Sonst müsste schon beim Wort „Ich“ ein langwieriges Ergründen seiner Bedeutung einsetzen. Aber die menschliche Intuition ist erstaunlich kreativ. Wir verstehen einen Satz sogar dann, wenn die Hälfte seiner Buchstaben fehlt:

I C H	L I E B E	D I C H
I C H	L I E B E	D I H
I C	L I E B	D I H
I	I E B	D H

Wenn man von den zwölf Buchstaben zuerst einen, dann drei und zuletzt sechs Buchstaben entfernt, kann das Gehirn immer noch das Fehlende „dazu denken“.

Aus dieser im wahrsten Wortsinn phantastischen Eigenschaft erklärt sich die Lust des Menschen am Spiel mit Worten und Bildern, mit teilweise paradoxen Assoziationen, scheinbaren und unscheinbaren Verdrehungen. Dazu zählt auch der Spaß an Wandlungen, die der Psychoanalytiker Sigmund Freud in seinen Ausführungen

über den Witz und seine Beziehung zum Unbewussten einprägsam beschrieben hat. Diese Lust begleitet dieses Buch durch jedes seiner Kapitel. Sie schöpft aus den intuitiven Fähigkeiten des menschlichen Bewusstseins, die der Psychologe und Wirtschaftsnobelpreisträger Daniel Kahneman das „schnelle Denken“ genannt hat. Es funktioniert automatisch, weitgehend mühelos und ohne willentliche Steuerung. Das langsame Denken hingegen lenkt die Aufmerksamkeit auf anstrengende mentale Aktivitäten, wie komplexe Berechnungen.

Es sollen die zahlreichen und aufwendigen Versuche, Begriffe wie das „Ich“ naturwissenschaftlich und philosophisch zu erforschen, nicht herabgesetzt werden. Dessen ungeachtet bewährt sich das schnelle Denken im täglichen Leben, insbesondere dann, wenn die Klangfarbe der Stimme, ein Blick in die Augen oder Signale des Körpers die gewollte Bedeutung einer Mitteilung unterstreichen.

Doch das schnelle Denken ist alles andere als unfehlbar. So kommt es häufig zu Missverständnissen über das, was jemand gesagt oder wie er es gemeint hat. Doch dieser Umstand taugt nicht zur Kritik des schnellen Denkens, denn Fehldeutungen lassen sich auf unklare Aussagen, unterschiedliche Erwartungshaltungen oder vorgefasste Meinungen zurückführen, die das schnelle Denken „in die Irre“ führen. In diesem Zusammenhang passt auch der Satz des Kommunikationswissenschaftlers Paul Watzlawick „Ich weiß nicht, was ich gesagt habe, bevor ich nicht die Antwort meines Gegenübers gehört habe“ (Näheres im Abschnitt „Über die Vielfalt der Wahrnehmung“ ab Seite 297).

In der Kommunikation zwischen verschiedenen Kulturen kommen sprachliche Barrieren hinzu. Nicht einmal die Körpersprache ist interkulturell einheitlich codiert: Wenn ein traditionell aufgewachsener Grieche „Ja“ sagt, dann schüttelt er seinen Kopf ungefähr so, wie es andere Europäer tun, wenn sie „Nein“ meinen.

Als wären diese Hürden nicht hoch genug, ersetzt man gelernte Begriffe immer wieder durch neue und behindert damit das schnelle Verstehen: Aus Kriegsministerien werden Verteidigungs- oder gar Friedensminis-

terien, aus Flüchtlingslagern Ausreisezentren und Krankenkassen werden Gesundheitskassen. „Newspeak“ („Neusprech“) nannte der englische Schriftsteller George Orwell diesen Vorgang in seinem Roman „1984“. Solche Umdeutungen feiern im 21. Jahrhundert fröhliche Urstände, und das nicht nur in Folge von verordneten Sprachdiktaten, sondern auch auf Grund des Sturms von Anglizismen auf die deutsche Sprache und des durch Twitter, SMS und Co. erzwungenen Kürzelwahns.

Als Auswege bieten sich die Besinnung auf die Wurzeln von Begriffen, die Beachtung einer klaren Ausdrucksweise sowie die Pflege regional geprägter Dialekte an. Viele Sprüche in diesem Buch sind aus dieser Haltung entstanden, manche stellen moderne Wortschöpfungen auf den Prüfstand. Gestrenge Sprachpolizisten mögen einzelne Formulierungen pardonieren. Nicht jede Aussage muss jedem gefallen, überspitzte oder zynische Wortspiele könnten Kritik auslösen. Manche Sprüche tragen ein schelmisches Augenzwinkern oder eine Prise vom schwarzen Humor in sich, oder sie lassen unterschiedliche Interpretationen zu. Denn es muss nicht immer alles eindeutig sein (siehe dazu das Kapitel über Wien auf Seite 109).

Alle Sprüche und Verse in diesem Buche sind nach bestem Wissen und Gewissen meine eigenen Werke. Aber was ist auf unserer Welt nicht schon alles gedacht, gesagt und geschrieben worden! Daher habe ich versucht, eine unabsichtliche Wiedergabe von Sprüchen anderer Autoren so gut es geht zu verhindern, indem ich jeden einzelnen Spruch in eine Internet-Suchmaschine eingegeben habe. Wenn durch diese Plagiatskontrolle eine übereinstimmende Wortfolge aufschien, so wurde sie aus dem Manuskript entfernt. Sollte eine Aussage, in anderen Worten oder einer anderen Sprache, von einem anderen Autor bereits formuliert oder veröffentlicht worden sein, ersuche ich um Mitteilung durch die Urheberin oder den Urheber: Selbstverständlich wird dann die Quelle genannt oder der Spruch gestrichen, sobald eine neue Auflage dieses Buches erscheint.

Die Fotos in diesem Buch habe ich aus der Hand geknipst, viele sind klassische „Schnappschüsse“ und ohne professionelle Apparatur entstanden. Gelernte Fotografen bitte ich um Nachsicht, wenn technische Ansprüche ihres Berufsstandes verfehlt werden. Die Originale habe ich manches Mal im Ausschnitt oder in Kontrasten verändert, aber nichts weggenommen und nichts hinzugefügt – außer zu dem Foto einen Spruch.

Schon als Volksschüler habe ich oft und gerne fotografiert. Neben dem Vorgang des Knipsens war das Entwickeln der Bilder in der Dunkelkammer des Vaters für mich ein besonderes Erlebnis: Aus dem Nichts erschienen, wie von Geisterhand geführt, zuerst verschwommene Konturen auf dem Fotopapier. Allmählich verdichteten sie sich zu einem Abbild dessen, was ich vor der Linse gehabt hatte.

Im Staunen über das Wundersame dieses Vorgangs schien es mir nicht so wichtig, dass damals – in den 1950er Jahren – noch die Farben fehlten. Störender fiel auf, dass meine Fotos oft unscharf waren. Die ersten Kameras mit Autofokus sollten erst zwanzig Jahre später auf den Markt kommen. Nach dem Studium bemerkte ich während einer Bergwanderung, wie stark das Fotografieren die eigene Wahrnehmung verändern kann: Man lässt eine Landschaft nicht mehr „einfach auf sich wirken“, sondern überlegt, welcher Ausschnitt am besten erscheint, ob man auf den Vordergrund oder den Hintergrund scharf stellen soll. Ein ungestörter Genuss der Landschaft schien mir nicht mehr möglich zu sein. Dafür war natürlich nicht die Kamera verantwortlich. Also beschloss ich kurzerhand, mit dem Fotografieren aufzuhören: Eine mit allen Sinnen aufgenommene Erinnerung ist wichtiger als eine technisch erzeugte Konserve auf Zelluloid oder Papier, sagte ich mir.

Fast zwanzig Jahre nach dieser Zäsur verglich ich die Erinnerungen aus meiner „bilderlosen“ Lebensphase mit alten Fotos aus der Zeit davor: Die letzteren holten für mich zahlreiche Erlebnisse ins Bewusstsein; vieles kam mir wieder in den Sinn, das gar nicht auf dem Bild zu sehen war. Meine „fotofreie“ Lebenszeit hingegen ist eher leer und blass.

Dieser Vergleich löste eine neuerliche Kehrtwende aus: Ich kaufte einen modernen Fotoapparat. Als hilfreich erwies sich für den Neustart, dass viele Kameras mittlerweile über einen brauchbaren Autofokus verfügten, sodass meine Bilder weniger oft unscharf sind als damals, in der Kindheit. In der Tat ist das Fotografieren so komfortabel geworden, dass man heute beide Welten vereinen kann: Das nach außen gewandte „Foto schießen“ und das „Auf-sich-wirken-Lassen“ eines schönen Anblicks.

Die zuletzt genannte innere Einstellung lässt mich seit Jahren über Gedankengänge sinnieren, die zu einem Bildsujet passen, die es erklären, neu deuten oder gedanklich weiterentwickeln. Manches Mal entstehen beim Betrachten eines Bildes neue Wortsplinter, manchmal ist mir zuerst ein Sager oder ein Vers „eingefallen“, dem noch das passende Bild fehlt. Ein gezieltes Suchen ist dabei meist hinderlich. Das Entstehen ähnelt eher dem Improvisieren: Der Musiker spielt nicht, sondern „es spielt“.

Bei solchem Spielen passieren „Putzer“. Daher sind nicht wenige Texte der selbst auferlegten Zensur zum Opfer gefallen, etwa wenn Einfälle aus dem Dämmer Schlaf der vergangenen Nacht nach wacher Prüfung zu bissig, zu derb und einfach nur schlecht erschienen. Verblieben sind rund tausend Sprüche, Aphorismen, Gedichte und Sprachbilder. Ihr breites Spektrum an Inhalten und Sichtweisen gleicht einem Kaleidoskop. Bunt, vielfältig und widersprüchlich. So wie wir es sind und die Welt, wie wir sie wahrnehmen!

Da es nicht ohne weiteres zulässig ist, Abbildungen von erkennbaren Personen zu veröffentlichen, sind in diesem Buch viele Pflanzen, Tiere, Gegenstände und Landschaften zu sehen. Der Bezug zum Menschen entsteht aus der Verbindung von Bild und Spruch, dem „SPRACHBILD“, wie die folgenden, als „Einstieg“ gewählten Beispiele zeigen mögen:



Auch uns bleibt so mancher Sinn verborgen.

Die Möwe im Canal Grande von Venedig hat keine Ahnung, wozu der Weinkorken in ihrem Schnabel gut ist. Das Sprachbild verdeutlicht die Grenzen menschlicher Erkenntnis, wie sie der englische Schriftsteller Edwin Abbott in seiner Satire „Flatland“ über die Bewohner einer zweidimensionalen Welt anschaulich gemacht hat.



Das Schöne kann süchtig machen.

Diese Blüte des echten Schlafmohns habe ich unweit einer Landstraße in Anatolien entdeckt. Aus dem Saft der Pflanze wird bekanntlich Opium gewonnen. Der Spruch dazu kann in verschiedene Richtungen gedeutet werden – oder an Hinweise auf Zigarettenschachteln erinnern.



Wer glaubt, Herr seiner Triebe zu sein, der kennt sie nicht.

Die Meeresechse auf Galapagos steht für das Triebhafte in uns, weil der entwicklungsgeschichtlich älteste Teil des menschlichen Gehirns, in dessen Umfeld die Triebe verortet werden, vereinfachend Reptilienghirn genannt wird.



Ich bin, was von den Erinnerungen übrig geblieben ist.

Manche Gedächtnisforscher behaupten, das Ich bestehe aus der Summe vergangener Erfahrungen und Erinnerungen. Dass ein Wrack zur Illustration dieser These dient, ist dem altersbedingten Zynismus des Autors geschuldet.

ÜBER DEN UMGANG MITEINANDER

Anstand haben, heißt Abstand halten.

Lieber Anstand als Aufstand.

Zum Anstand braucht man keinen Verstand.

Vertrauen ist besser als verzweifeln.

Ignoranz kann mehr verletzen als Arroganz.

Hüte dich vor Anwesenden,
die schlecht über Abwesende reden.

Besser im Guten fehlen,
als im Schlechten siegen.

Die beste Motivation ist das Gefühl,
gebraucht zu werden.

Wie die Pflanze ohne Wasser,
so verwelkt der Mensch ohne Anerkennung.

Das Mienenspiel sagt oft mehr als das Mundwerk.

Wer eine harte Hand hat,
sollte streicheln lernen.

Lob kann ebenso respektlos sein wie Tadel.

Menschenkunst ist es,
wegzusehn, wenn's peinlich wird.

Schweigen kann mehr kränken
als ein lautes Wort.

Warum gibt es kein wirksameres Motiv für den Zusammenhalt
als eine gemeinsam empfundene Bedrohung von außen?

Ohne Scham keine Schonung.

Takt zeigt,
wer über Intimes hinweg sieht.

Wer den Ton angibt,
sollte wohl klingen.

Wie schaffen wir eine Welt,
in der Anstand ansteckend ist?

Nachsicht zeigt,
wer verzichtet, recht zu haben.

Wer sich und das Leben achtet,
der sprengt sich nicht in die Luft.

Toleranz darf nicht zur Feigheit verkommen.

Zwischen Gleichmut und Gleichgültigkeit
ist ein schmaler Grat.

Je größer und vielfältiger die Gemeinschaft,
desto kleiner das Gemeinsame.

Feig ist, wer sich auf andere ausredet.

Gegensätze ziehen sich an, heißt es.
Gilt das auch für die Hautfarbe der Menschen?

Je schwächer der innere Zusammenhalt,
umso eher beginnt die Ausgrenzung der Fremden.

Je größer die Masse,
umso leichter eine Verantwortung „der anderen“.

Warum gilt als verdächtig,
wer von der Norm abweicht?

Fürsorge kann wehtun.

Staatlich organisierte Hilfe
darf nicht zur Entmündigung führen.

Erfolg ist in Ordnung,
solange er nicht zu Lasten anderer erfolgt.

Die arbeitsteilige Gesellschaft wird zur Qual,
wenn man sich nicht aufeinander verlassen kann.

Staatliches Handeln hat sich
an die Bedürfnisse der Einzelnen anzupassen
und nicht umgekehrt.

Wer heimatlos ist, dem fehlt Orientierung.

Ohne Wurzeln ist man nirgendwo daheim.

Wo Traditionen welken, blüht Verrat.

Seine Wurzeln kann man eher verlieren als erwerben.

Unterlassen ist stilles Hassen.

Mitleid wird oft als Überlegenheit empfunden.

Treue ist gemeinsamer als Dankbarkeit.

Manche Zweisamkeit stört mehr als Einsamkeit.

Mein Ich hört längstens dort auf,
wo das Du beginnt.

Je gleich gesinnter eine Gruppe,
desto deutlicher wird wahrgenommen,
wer nicht zu ihr gehört.

Vertrauen erwecken ist im Leben erfolgreicher
als schön sein.

In der Masse fühlt sich nur der wohl,
der nicht selbst verantwortlich sein will.

Ein echter Freund schweigt im richtigen Moment.

So manch Getreuer muss ob seiner Treue
den eigenen Verstand verleugnen.

Anderen zu helfen,
setzt kein Opfer voraus.

Im Tod ist jeder allein.
Darum sollte man das Leben gemeinsam genießen.

Wenn das Vertrauen gegenseitig ist,
dann kommt man auch ohne Vertrag aus.

Treue hält oft aus Gewohnheit,
nicht aus Verstand.

Es gibt keine Partnerschaft, die auf Dauer
Geborgenheit und Erregung zugleich bietet.

Wohlklang ist Geschmackssache.

Geteiltes Leid ist halbes Leid,
doch ohne Leid macht's noch mehr Freud.

Wer viel und gerne Lob verteilt,
der lügt dabei, und grinst noch breit.

Die einen sehn im Bauch es sitzen,
die andern in den Fingerspitzen,
im Herzen tragen es sehr viel",
doch nur mit G'spür kommt man zum Ziel.

DIE SUCHE NACH DEM SELBST

Von Selbstbestimmung hört man gerne,
sie ist das Liebling der Moderne.
Doch was ist mit dem „Selbst“ gemeint,
das Ich oder das was Völker eint?

Wenn Gruppen ihren Weg bestimmen
im Guten so wie auch im Schlimmen,.
dann bildet sich sehr oft ein Clan,
der bringt die Menschheit nicht voran.

Sind Gruppen aber ganze Völker,
so drängten sich sehr viel Gewölker.
Wär' Selbstbestimmung gar global,
entstünde Wirrwarr ganz fatal.

Wird mit dem „Selbst“ das „Ich“ benannt,
dann gilt ein Ziel, das wohl bekannt:
Es möge der Mensch sich frei entfalten,
nach Lust und Laune selbst gestalten.

Ein frommer Wunsch: wenn's macht ein jeder,
kommt Rücksicht unter alle Räder.
Wer lebt, als wär' er singularisch,
der handelt niemals solidarisch.

Auch andere gibt es, die sich mehren,
die eig'nes Selbst gar nicht entbehren.
Nicht selten scheint es gar gespalten
und lässt Zerrissenheit obwalten;

Drum scheint das Selbst, wie man's auch nimmt,
als Wesenskern zu unbestimmt.
Es lässt sich somit nicht erkunden
und ist womöglich gar erfunden.

DER ASYLANT

Oft kommt aus einem fernen Land
zu uns gereist der Asylant.

Die einen finden ihn ganz toll,
für and're ist das Boot schon voll.

Der Asylant versteht das nicht,
weil er nicht unsere Sprache spricht.
Er trinkt gern Tee, doch keinen Wein,
schon gar nicht isst er was vom Schwein.

Sehr selten ist der Asylant,
wie wir es meinen, tolerant.
Des Gastlands Sitte nicht geläufig,
denkt er nur an die Sippe häufig,

Er träumt von Vätern, Brüdern, Tanten,
ach wär'n auch sie bald Asylanten!
Schnell sind die ersten nachgereist,
wer besser zahlt, wird eingeschleust.

Doch das erregt im Volk Protest:
„Stellt nicht die Fremden aufs Podest!
Sie sollen nicht kriegen, ohne Frist,
oft mehr Geld als der Pensionist“!

Wer weiß, ob jeder Asylant,
daheim verfolgt ward militant?
Vielleicht kommt er aus armem Land
der Wirtschaft wegen als Migrant?

Bleibt Helfen auch dann Bürgerpflicht,
wenn er sich integrierte nicht?
Das fragen Reiche so wie Arme,
der Zwist schwillt an, dass Gott erbarme.

Zur Urne wird darum gerufen,
um Volkes Wille einzustufen.
Doch zeigt nicht selten solche Wahl
der Fremdenfreunde Minderzahl.

Was tun wir, wird sodann gefragt:
Er geht nicht heim, wenn man's ihm sagt!
Das Herkunftsland, das nimmt ihn nicht,
so bleibt er hier, auf lange Sicht.

Als Folge baut man Mauern auf,
das zeigt uns der Geschichte Lauf.



Der Multikulti-Fetischist
vergisst, wo er zuhause ist.

In Kopenhagen, Dänemark.



Eine Familie soll man nicht ohne Not trennen.

Unterwegs in Bali.



Ohne Grundvertrauen
ist nichts gemeinsam.

Kolibri im Nest, Corcovado Nationalpark, Costa Rica.



Kuli-Kutsche.

Im Tempelbezirk von Tokyo.



Lieber zweisam allein als einsam in der Menge.

Am Hafen von Limassol, Zypern.

GEBEN, GELD UND GEIZ

Wer hat zum Leben,
der hat zum Geben.

Früher zählte man Kinder,
heute sind es Dividenden.

Samariter können schamlos sein.

Helfen ist besser als schenken.

Es ist nicht dasselbe, ob man in der Liebe
oder im Lotto gewinnt.

Geben ist besser als abgeben.

Geltung gilt nur ohne Entgelt.

Helfen ist ein alter Instinkt,
aber er verkümmert im Anonymen.

Die falsche Hilfe ist ebenso schlecht
wie die unterlassene.

Nicht jede Hilfe kommt beim Empfänger als hilfreich an.

Was kann das Geld dafür,
dass die Menschen den Reichtum mit dem Sinn des Lebens verwechseln?

Wer heutzutage keine Schulden hat,
ist selber schuld.

Ein Geschenk mit Zweckbestimmung
ist kein Geschenk.

Der Reichtum wird nur mehr in Nullen gemessen.

Mitleid ist eine Form der Opfergabe.

Wer seine Spende lobt,
hat nicht gespendet.

Wenn eitle Gecken spenden,
ist ihr Heiligenschein mehr Schein als heilig.

Der Egozentriker fürchtet, auf etwas verzichten zu müssen,
wenn er anderen hilft.

Die wichtigsten Güter sind die,
die man nicht kaufen kann.

Geld ist gefällig, Tyrannei blutig.
Ist Geld für die Ausübung von Macht das kleinere Übel?

Geld kann Frust bringen,
aber es kann auch Frust erträglich machen.

Gewinn und Verlust sind
zum Rechenwerk in der Bilanz verkommen.

Wie viele Freunde eine Firma hat,
steht nicht in der Jahresbilanz.

Sind Altruisten getarnte Egoisten?
Zumindest die sind im Verdacht,
die ihren Altruismus stolz zur Schau stellen.

Die Wirtschaft lebt von zwei Zielgruppen:
die einen kaufen, weil's billig ist,
die anderen stehen nur auf Luxus,
den sich die anderen nicht leisten können.

Sobald Imitate als authentisch gelten,
schwindet der Wert des Originals.

Mitleid kann Ausdruck
von Verachtung sein.

Das Almosen sollte nur eine vorübergehende Erscheinung sein.
Es muss zu Mitgefühl führen.
Geld schenken heißt erniedrigen.

*Anmerkung: Dieser Spruch ist den Maximen und Reflexionen zur Toleranz
von Johann Wolfgang von Goethe nachempfunden.*

Die Spende bewertet in der Tat
nur der, der sie empfangen hat.

Wer gerne kauft, weil Geiz ist geil,
der hält auch Völlerei für steil.

Für Trader, Zocker, Kontraktisten,
ist Geld der Zweck zum Spekulieren,
doch Juden, Moslems und die Christen,
mit Krieg um Menschen konkurrieren.

DER VERSICHERER

Ein reicher Mann mit sehr viel Land
samt einem hohen Kontostand,
statt Glück zu spüren, quält ihn Frust,
aus lauter Angst vor Geldverlust.

Drum ruft er den Agenten an,
was ihm denn der empfehlen kann.
Der Makler schleppt Papiere her,
Wie jeder, der Versicherer.

Der Reiche staunt, weil auch sein Tod,
viel Geld erbrächte in der Not.
Er selber hätt' zwar nichts davon,
doch's Enkerl würd' sich freuen schon.

Dann sieht er Klauseln, kaum zu lesen,
was nicht gedeckt wäre gewesen,
vom Schadensumfang der Polizze,
im Falle von des Feuers Hitze . . .

. . . bei Terror, Krieg, Naturgewalt:
nichts hätte man ihm rückbezahlt!
Das macht den Reichen stad und stumm:
Oh weh – wo ist mein Eigentum?

Denn grad vor solcher Art Gefahren,
möcht sich der Reiche gern bewahren.
Jedoch, der Makler kann nichts machen:
„Die Deckung fehlt für solche Sachen!“

Der Reiche kann jetzt nicht mehr schlafen,
aus Furcht vor schweren Schicksalsstrafen,
wälzt er im Bett sich her und rum,
und träumt sogar, er bringt sich um.

Verbleibt am Schluss nur diese Regel:
Mit Geld steigt stets der Ängste Pegel.

DER SPEKULANT

Die Börse zum Casino macht
der Spekulant, bei Tag und Nacht.
Sobald bei uns die Trader enden,
die Amis ihre Kurse senden.

Es wird gekauft, verkauft, gewettet,
wer's schnell macht, der ist oft gerettet:
Was gestern noch ein Deal gewesen,
das kostet heute mehr als Spesen.

Am liebsten zockt der Spekulant,
mit hohem Einsatz und riskant.
Wenn klein jedoch erscheint der Reibach,
setzt er die Kohle ein gleich dreifach.

Wenn platzt die Blase, ist verloren
das Geld von abertausend Toren.
Sogar ein ganzer Staat wird Beute
von Killern aus der Währungsmeute.

Die Börse hat fürwahr viel Wucht,
oft wird das Zocken gar zur Sucht.
Die Moral davon ist nicht galant:
die Rücksicht ist hier unbekannt.



Wer gerne schenkt, braucht keinen Dank.

Festa do Flor in Madeira, Portugal.



Den Überfluss hat die Natur erfunden.

Tafeltrauben vor der Ernte bei Rutigliano, Apulien.



Den Wert einer Gabe bestimmt nur der Empfänger.

Museo Chileno de Arte Precolombino,
Santiago de Chile.



Kein Geschäft ohne Verhandeln.

Auf einem Markt in San Juan de Chamula, Mexiko.



Die Nachfahren des Königs Midas.

*Einer Sage zufolge wurde alles zu Gold, was der mythische König Midas berührte.
Die Ölscheichs quellen über von schwarzem Gold, ohne es berührt zu haben.*

Dubai Mall.



Der Spekulant braucht gute Nase,
er büßt sonst viel, wenn platzt die Blase.

Das Zentrum von London, vom Südufer der Themse gesehen.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien